



Sebastian Frei lebt in einem Wohnheim. Dort wird er sexuell missbraucht. Dann stirbt er wegen eines Pflegefehlers

Wie konnte das passieren?

Michael von Ledebur, Florian Schoop (Text), Anja Lemcke (Illustrationen)

11.02.2023, 05.00 Uhr

Als Claudia Frei vom Tod ihres Sohnes erfährt, ist sie gerade beim Coiffeur. Es ist der 14. Mai 2021, ein Freitag. Ihr Handy klingelt. «Sind Sie Frau Frei?», fragt eine unbekannte Stimme. Sie bejaht. «Kann ich mit der Reanimation Ihres Sohnes aufhören?»

Claudia Frei erschrickt, will wissen, wer anruft. «Ich bin die Notärztin Ihres Sohnes. Kann ich mit der Reanimation aufhören?»

Frei ist Mutter von zwei Söhnen, sie ist verwirrt. Wen meint die Ärztin? Den jüngeren, der sich gerade auf einer Velotour mit ihrem Mann befindet? Oder den älteren, Bewohner eines Heims für Taubblinde?

Die Ärztin meint Sebastian, 26 Jahre alt, Paraplegiker, mehrfachbehindert, wohnhaft in der Stiftung Tanne im Kanton Zürich. Der junge Mann liege neben ihr, sagt sie. Vor einer Stunde sei er zu Boden gestürzt und habe einen mehrfachen Kieferbruch erlitten. Eine Pflegerin habe vergessen, das Sicherheitsgitter am Bett hochzustellen.

Sebastian wohnt seit ein paar Jahren in der Einrichtung. Das Heim in Langnau am Albis soll ihm ein eigenes Leben ermöglichen – trotz seiner starken Behinderung. Nun liegt er nach einem Pflegeunfall im Sterben. Und die Mutter muss entscheiden, ob eine Notärztin die Reanimation stoppen soll.

Claudia Frei bleibt keine andere Wahl. Sie willigt ein.

Drei Minuten nach diesem Anruf ist Sebastian tot. Frei ist sprachlos. Sie kann nicht fassen, was gerade passiert ist – und fragt sich: Warum hat mich das Heim nicht sofort nach dem Unfall informiert? Später meldet sich eine Bereichsleiterin der Tanne. Sie sagt am Telefon: «Oh, jetzt ist mir die Ärztin zuvorgekommen. Was wollen Sie jetzt machen?»

Claudia Frei will Gerechtigkeit. Zusammen mit ihrem Mann und ihrem jüngeren Sohn kämpft sie dafür, dass sich das nicht wiederholt, was sich während knapp vier Jahren in diesem Heim ereignet hat. Erst wurde Sebastian von einem Betreuer sexuell missbraucht. Nun dieser rätselhafte Pflegeunfall.

Die Geschehnisse bringen ans Licht, was sonst im Verborgenen bleibt: Institutionen für Menschen mit Behinderungen tragen eine enorme Verantwortung. Das Risiko von sexuellem Missbrauch ist erhöht. Es geht um Fragen, die alle Einrichtungen in der Schweiz beschäftigen – Fragen der Sorgfaltspflicht, von Nähe und Distanz in der Pflege, vom Umgang mit Personal. Und es geht um die Frage, was man tut, wenn der schlimmste Fall eintritt: wenn es zu einem Übergriff kommt.

Das Problem ist: Man weiss nicht, wie viele Fälle unentdeckt bleiben. Im Gegensatz zu den Nachbarländern hat es die Schweiz nicht geschafft, Daten zu diesem Thema zu erheben. Herauszufinden, wie viele Menschen mit Behinderungen von Gewalt betroffen sind. Und wie man am besten dagegen vorgeht.

Das Schicksal von Sebastian Frei zeigt diese Lücken im System schonungslos auf.

Die NZZ hat den Fall rekonstruiert. Sie hat die polizeilichen Untersuchungsakten eingesehen, mit ehemaligen Angestellten der Tanne gesprochen, die anonym bleiben möchten. Und sie hat die Familie wie auch die Verantwortlichen des Wohnheims zum Gespräch getroffen.

Das Wunschkind



Claudia Frei mit ihrem Sohn Sebastian.

Claudia Frei und ihr Mann haben sich immer Kinder gewünscht. Als Sebastian auf die Welt kommt, ist sie 38 Jahre alt, von Beruf Redaktorin. Ihr Mann, ein Maschineningenieur, ist einige Jahre älter. Das Ehepaar wollte zuerst genügend Geld beisammenhaben, bevor es Kinder bekam. Sie kauften sich ein Haus in Lengnau im Kanton Aargau. Alles sollte bereit sein für das erste Kind. Für Sebastian.

Frei erinnert sich gut an den bangen Moment in der 35. Woche der Schwangerschaft. Ihr Mann hat die Hand auf ihren Bauch gelegt. Er sagt, er spüre das Kind nicht mehr. Die Hebamme will die werdende Mutter beschwichtigen, es sei alles gut. Frei aber sagt: «Ich will ins Spital.» Die Ärzte leiten einen Notfall-Kaiserschnitt ein. «Sebastian war praktisch tot», so erinnert sich die 65-Jährige. «Aber er wollte leben.»

Wahrscheinlich hat sich die Nabelschnur um den Hals des Kindes gewickelt. Genetische Ursachen gibt es nicht für Sebastians Behinderung. Er hat schlicht grosses Pech. Sein jüngerer Bruder wird gesund geboren.

Sebastians Gehirn hat im Mutterleib einen Sauerstoffmangel erlitten. Nach acht Wochen kann ein gesunder Säugling den Kopf anheben; Sebastian lernt dies nie. Er sieht fast nichts, ist schwer gelähmt und deshalb kaum in der Lage, sich zu bewegen. Claudia Frei sagt: «Schwerer behindert als Sebastian kann man fast nicht sein.»

Trotz diesen Einschränkungen beschreibt sie ihn als fröhlich.

Sebastian konnte nicht sprechen und nichts anfassen. Aber er reagierte, wenn man ihn berührte – oder wenn man mit ihm sprach und sagte: «Du bist ein

Lieber» oder «Schön, dass du da bist». Claudia Frei sagt: «Dann hat er einen angestrahlt, obwohl er ja nur schemenhaft sehen konnte.»

Hören konnte Sebastian gut. Inmitten von Kinderlärm fühlte er sich am wohlsten.

22 Jahre lang hat die Familie Sebastian zu Hause gepflegt. Jetzt ist es an der Zeit, ihn in ein Wohnheim zu geben. Die Eltern haben Glück und finden einen Heimplatz. Davon gibt es nur wenige in der Schweiz.

Von der Stiftung Tanne versprechen sie sich viel. Die Einrichtung hat einen guten Ruf – Kompetenzzentrum bei angeborener Hör-Seh-Behinderung. Den Leiter der Institution, Mirko Baur, kennt die Familie schon lange, als Lehrer an einer heilpädagogischen Schule. Claudia Frei hat ihn damals als kompetent in Erinnerung.

Die Tanne soll Sebastian von nun an ein selbständigeres Leben ermöglichen, weg von zu Hause. Eine gewisse Emanzipierung von den Eltern.

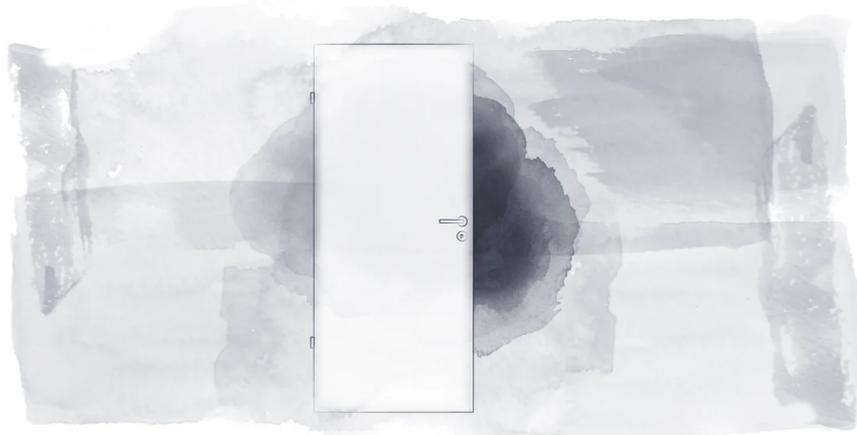
Im Frühling 2017 beginnt für Sebastian ein neues Kapitel. In Langnau im Zürcher Sihltal zieht er in den halbrunden Backsteinbau der Tanne. Die Stiftung befindet sich auf einer Anhöhe und wirkt wie ein kleines Dorf, eine Welt für sich. Seit 1990 werden hier Menschen mit Behinderungen betreut, in mehreren Wohngruppen, verteilt auf mehrere Gebäude. Sebastian wohnt mit vier anderen beeinträchtigten Menschen zusammen und hat dort ein eigenes Zimmer.

Der Heimplatz ist für die Eltern auch eine Absicherung. Der Vater ist im Pensionsalter. Beide fragen sich: Was, wenn uns etwas zustösst? Dann haben wir niemanden, der sich um Sebastian kümmert. Ihrem jüngeren Sohn wollen sie diese Verantwortung nicht alleine übertragen.

Nach wenigen Monaten in der Tanne häufen sich laut Claudia Frei die medizinischen Beschwerden. Sebastian hat Schweissausbrüche und verweigert alles, auch die Nahrung. Innerhalb eines Jahres muss der junge Mann fünf Mal ins Spital eingeliefert werden. Die Symptome sind neu, die Familie steht vor einem Rätsel.

Heute ist für die Mutter klar, weshalb sich ihr Sohn so verändert hat. Im Frühling 2018 kommt ein neuer Betreuer auf Sebastians Wohngruppe: Stefan Waser, der eigentlich anders heisst.

Der Behindertenflüsterer



Die Tür zu Sebastian Freis Zimmer war oft geschlossen, wenn sein Betreuer allein mit ihm war.

Der neue Betreuer ist Schlosser von Beruf, ein Quereinsteiger unter ausgebildeten Sozialpädagoginnen und Betreuern. Bereits seit zwei Jahrzehnten arbeitet er für die Stiftung. Vor dem Zürcher Obergericht wird Stefan Waser später seine Arbeit als «Berufung» bezeichnen. Eine vertiefte Ausbildung habe er nie genossen, eine solche sei vom Arbeitgeber auch nicht angeregt worden.

In Sebastians Wohngruppe ist er als Springer tätig – als einer, der die Lücken im Dienstplan füllt.

Für die Heimleitung ist Stefan Waser ein Glücksfall. Er ist immer da, wenn es ihn braucht. Dies geht später aus den Befragungen der Polizei hervor. Vor allem gilt Waser als einer, der einen besonders guten Umgang mit den Bewohnerinnen und Bewohnern des Wohnheims hat. Dies beschreiben ehemalige Angestellte gegenüber der NZZ. Der Gesamtleiter Mirko Baur wird den 57-Jährigen gegenüber der Polizei als «Behindertenflüsterer» bezeichnen.

In der Wohngruppe von Sebastian herrscht starker Personalmangel. Die Leute kommen und gehen. Die Führung des Teams ist während Monaten unbesetzt. Da ist man froh um einen, der Zeit hat und überall mithilft.

So überlassen die Verantwortlichen Waser gerne die anstrengende Pflege der Schwerstbehinderten – eine Aufgabe, für die Springer eigentlich nicht eingesetzt werden.

Der Betreuer übernimmt wenn immer möglich das Duschen von Sebastian. Auffällig oft sitzt der junge Mann auf Wasers Schoss, wenn er ihm das Essen

verabreicht. Andere Pflegerinnen stören sich laut Aussagen gegenüber der Polizei daran. Doch weil dies in aller Öffentlichkeit geschieht, denken sie, es werde toleriert – zumindest dann, wenn Waser es tut. Dasselbe gilt, wenn er die Türen schliesst, um mit Klienten alleine im Raum zu sein.

Er sei «einfach so», heisst es über ihn. Er sei den Klienten nahe und habe sie «halt gerne».

Dann kommt es zu einer Szene im Frühling 2018, die unter den Angestellten in der Wohngruppe die Runde macht. Waser steht im Zimmer eines Klienten, das mit einem Video-Babyfon überwacht wird. Mitarbeitende in einem anderen Zimmer sehen, dass er nur eine Unterhose trägt.

Mehrere Kolleginnen und Kollegen sprechen den Betreuer darauf an, auch auf die geschlossenen Türen. Wasers Vorgesetzte schaltet sich ein. Doch der Betreuer hat stets eine Begründung parat.

Waser sagt, bei offener Türe ziehe es, der Klient friere.

Waser sagt, beim Duschen der Bewohnerinnen und Bewohner werde er nass. Deshalb trage er Badehosen oder ziehe sich bis auf die Unterhosen aus.

Allerdings: Beim Babyfon-Vorfall hatte es keine Dusche im Raum.

Die geschlossene Türe, die Unterhose, die Badehose: In den Augen von Wasers Kollegen sind dies klare Grenzüberschreitungen. Doch sein Verhalten hat keine Konsequenzen.

Schon länger scheint der Betreuer ein Interesse an Sebastian zu haben. An einem Fest in der Tanne im Sommer 2017 spricht er dessen Eltern an. Damals ist er noch nicht für ihn zuständig. Dennoch offeriert er dem Vater und der Mutter, Sebastian am Wochenende zu betreuen oder ihn in ein Lager mitzunehmen, um die beiden zu entlasten. Die Eltern lehnen ab.

Nach Wasers Wechsel in die Wohngruppe des jungen Mannes erhält der Vater eine seltsame SMS. Waser schreibt: «Sebastian ist jetzt zum Mann geworden.» Was die Nachricht genau zu bedeuten hat, bleibt im Dunkeln.

Nähe und Distanz sind schwierige Themen im Umgang mit behinderten Menschen. Ohne Nähe geht es nicht, vor allem nicht, wenn man schwer beeinträchtigte Klienten pflegt, wie in der Stiftung Tanne. Das macht sie

besonders verletzlich. Betreuerinnen und Betreuer sind oft alleine mit ihnen, sie pflegen sie auch im Intimbereich.

Die Missbrauchsgefahr ist offensichtlich.

Doch das Thema ist eine Blackbox. Trotz jahrelangen Forderungen von Verbänden gibt es nach wie vor keine zuverlässigen Daten über sexuellen Missbrauch von Menschen mit Behinderungen. Dafür hat letztes Jahr sogar ein Uno-Ausschuss die Schweiz kritisiert. Denn: Ohne Zahlen lassen sich keine wirksamen Strategien gegen Gewalt und Übergriffe ausarbeiten.

Österreich und Deutschland sind hier weiter. Aus Erhebungen dieser Länder weiss man, dass Menschen mit Behinderung häufiger unter Missbrauch leiden. Gehörlose Frauen sind am stärksten von sexueller Gewalt betroffen.

Warum sich die Schweiz derart schwertut, Daten zu erheben, darüber rätseln selbst Experten. Es sei schwierig, höre man oft. Es koste halt. Dass es andere Länder auch schafften, werde dabei ausgeblendet. Es fehle einfach die Bereitschaft, zu sagen: Das ist ein Problem, dem müssen wir als Gesellschaft nachgehen. Zurzeit ist zwar ein Vorstoss im Nationalrat zum Thema in Bearbeitung. Der Bundesrat soll klären, wie stark Behinderte von Gewalt und Missbrauch betroffen sind. Doch in der Branche erwartet man davon nicht viel. Die Antwort werde wohl wieder die gleiche sein: Es sei schwierig, es gebe keine Zahlen.

Dabei weiss man seit vielen Jahren, wie problematisch die Situation in Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen sein kann. 2011 sorgte der Fall eines pädophilen Sozialtherapeuten aus dem Kanton Bern für Entsetzen. Der damals 54-jährige Mann hatte während seiner langen Laufbahn als Pfleger von Beeinträchtigten mindestens 114 Männer, Frauen und Kinder sexuell missbraucht und geschändet – ohne dass etwas geschehen ist. Erst als ein Heim im Kanton Aargau Verdacht schöpft und handelt, kommt der Mann ins Gefängnis. Später wird er zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilt und nachträglich verwahrt.

Die Missbräuche lösten in der ganzen Schweiz heftige Diskussionen aus. Wie sollen künftig solche Fälle verhindert werden?

Eine Folge davon war die Schweizer Charta zur Prävention von sexueller Ausbeutung, Missbrauch und anderen Grenzverletzungen. Diese hat auch die Stiftung Tanne 2014 unterschrieben. Laut dem Manifest muss die Leitung einer Institution jedem Verdacht nachgehen. Sie muss intern wie extern regelmässig

über das Thema kommunizieren und eine Kultur des aufmerksamen Hinschauens pflegen. In dem Papier heisst es: «Wir trennen uns von Mitarbeitenden, welche sich dieser Kultur entziehen.»

Doch die Umsetzung dieser Charta ist eine grosse Herausforderung. Fachleute kritisieren vor allem die internen und externen Meldestellen. Diese seien oft nicht unabhängig von den jeweiligen Institutionen. Zudem sei vor allem für beeinträchtigte Menschen der Zugang erschwert.

Welch schweren Stand die Ziele der Charta im Alltag haben, schildern ehemalige Angestellte der Stiftung Tanne. Beim Stellenantritt hätten sie zwar diverse Merkblätter zum Thema Missbrauch erhalten. In der Hektik des Betriebs aber gingen die geschilderten Anforderungen unter. Zudem seien sie nicht verankert gewesen, beispielsweise als fixer Punkt bei Teamsitzungen.

Und so kann sich Stefan Waser einfach über diese Regeln hinwegsetzen. Bis zum 19. Dezember 2018.

Wieder einmal ist die Tür zu Sebastian Freis Zimmer geschlossen. Ein Praktikant öffnet sie, um nachzusehen. Und entdeckt, dass der Bewohner nackt auf dem Rücken liegt. Neben ihm steht der Betreuer, die Badehosen heruntergezogen, der Penis erigiert. Gegenüber der Polizei schildert der Praktikant das folgende Gespräch so:

Der Praktikant: «Was ist das?»

Waser: «Du meinst hier etwas Falsches.»

Der Praktikant: «Nein, ich meine nichts Falsches.»

Waser: «Ja.»

Stefan Waser behauptet, er habe Sebastian bei der Selbstbefriedigung helfen wollen. Er wird innert Stunden suspendiert, später entlassen – und ein knappes Jahr später wegen Schändung erstinstanzlich zu einer bedingten mehrmonatigen Gefängnisstrafe sowie zu einem zehnjährigen Berufsverbot verurteilt.

Die Familie Frei ist entsetzt, als sie vom Vorfall erfährt. Aber sie erhebt keine Vorwürfe gegen die Heimleitung, die schnell reagiert hat.

Zwischen Schändung und Verurteilung liegt ein schwieriges Jahr. Claudia Frei will die Resultate der polizeilichen Untersuchung nicht lesen – aus Selbstschutz, wie sie sagt. Erst als Stefan Waser das Urteil anficht, blickt sie in die Akten. Das ist Anfang 2020, also ein gutes Jahr nach der Tat.

Claudia Frei studiert die Unterlagen und ist erschüttert. Sie erfährt von all den Regelbrüchen, von den ignorierten Warnzeichen. Für sie ist klar: Stefan Waser hat ihren Sohn nicht nur einmal sexuell missbraucht, sondern mehrfach.

Sie stellt den Gesamtleiter Mirko Baur zur Rede, spricht ihn auf die geschlossenen Türen an – und den Fall, als Mitarbeitende Stefan Waser per Babyfon-Kamera nur in Unterhosen gekleidet gesehen haben. Baur habe darin kein Problem gesehen, sagt sie. Baur selbst bestreitet dies gegenüber der NZZ.

Nichts macht Claudia Frei derart wütend wie die Erinnerung an jenen Moment. «Ein Heimleiter, der nicht reagiert, wenn ein Betreuer einen Klienten in der Unterhose duscht, das ist unbegreiflich.» Bei Menschen, die derart verletzlich seien wie die Bewohner der Tanne, dürfe es keine Toleranz geben.

Die Wut der Mutter hat auch mit Baur's Aussagen zu tun, die sie in den Untersuchungsakten liest. Gegenüber der Polizei schildert der Gesamtleiter eine Szene in der Cafeteria der Stiftung. Stefan Waser sei dort mit mehreren Bewohnern an einem Tisch gesessen und habe Sebastian Frei, der stark angespannt gewesen sei, aus dem Rollstuhl gehoben. «Er hielt ihn sehr nahe zu sich an die Brust», wird Baur zitiert. «Es war eine wahnsinnig intime Szene.»

Gegenüber der Polizei sagt Baur, er stelle sich die Frage, ob dies eine professionelle Intervention gewesen sei. Oder ob Sebastian deshalb so angespannt gewesen sei, weil Waser eine intime Grenze überschritten habe.

Hat der Gesamtleiter die Warnzeichen missachtet?

Die Umdeutung

Die NZZ trifft den Gesamtleiter Mirko Baur zum Gespräch in einem Sitzungsraum der Tanne. Er sagt: «Ja, es gab Auffälligkeiten bezüglich Nähe und Distanz. Aber die einzelnen Situationen waren immer erklärbar.» Nach der Tat hätten viele begonnen, solche Momente umzudeuten. «Auch ich habe das getan.

Man machte sich nun stets den Vorwurf: «Habe ich etwas verpasst?» Was man vorher positiv gesehen habe, sei plötzlich ins Negative gekippt.

So erklärt sich Baur auch die Szenen mit den geschlossenen Türen oder der Unterhose. Waser's Kollegen hätten zwar eine Abweichung von den Vorgaben festgestellt, dies damals aber nicht als problematisch betrachtet.

Das Thema Badehose sei intern zwar angesprochen worden. «Auch ich habe davon gehört», sagt Baur. Jedoch nicht in Form einer Verdachtsmeldung, sondern als Frage, welche Kleider beim Duschen opportun seien. Laut Vorgaben der Tanne müssen sie «der jeweiligen Situation angemessen» sein. Baur sagt: «Wir haben dies bewusst offengelassen.»

Die Badehose sei ihm weder absurd noch verdächtig vorgekommen, weil Betreuungspersonen beim Duschen selbst nass geworden seien. Im Rückblick sehe natürlich auch dies anders aus. Heute sei es verboten, Klienten in Badekleidern zu duschen.

Mehrere ehemalige Mitarbeitende sagen gegenüber der NZZ, sie hätten sowohl die geschlossene Türe als auch das mit der Badehose an ihre Vorgesetzte gemeldet. Baur räumt ein, «auffälliges Verhalten» sei der Leitung tatsächlich gemeldet worden. Aber eine «konkrete Verdachtsmeldung» sei zu Stefan Waser nicht eingegangen – weder an die interne Meldestelle noch an die externe Ombudsstelle oder an die Bereichs- oder die Gesamtleitung.

Wie die Verantwortlichen der Tanne nach dem Übergriff gehandelt haben, löst bei einigen Betreuungspersonen bis heute Befremden aus. Während mindestens zweier Jahre seien die Vorgänge teamintern weder diskutiert noch durchleuchtet worden. Es scheine, als habe die Institution nur ihre Reputation schützen wollen. Statt offen zu kommunizieren, habe man lieber versucht, Gras über die Sache wachsen zu lassen.

Mirko Baur selbst begründet seine Vorgehensweise mit der laufenden Strafuntersuchung gegen Stefan Waser. «Wir haben den Vorfall sofort der Polizei gemeldet, waren aber nicht Partei und hatten entsprechend keine Informationen zum Stand des Verfahrens.» Man habe erst den Abschluss der Strafuntersuchung abwarten wollen.

Der Todesfall

Nach der Entlassung Stefan Wasers enden Sebastian Freis Schweissausbrüche, Verkrampfungen und Spitaleinlieferungen. Für die Mutter ist klar: Die Beschwerden ihres Sohnes waren eine psychosomatische Reaktion. Er, der nicht sprechen kann, hat so auf die Übergriffe durch den Betreuer reagiert. Erwiesen ist dieser Zusammenhang nicht.

Sebastian geht es in der Zeit nach dem Missbrauch wieder besser. Dies bestätigen mehrere ehemalige Angestellte der Tanne. Er ist weniger angespannt. Die Pflegekräfte sagen, sie hätten alles darangesetzt, dass es ihm gutgehe, hätten sich besonders fürsorglich um ihn gekümmert. Mit Wasers Entlassung sehen die Eltern für ihren Sohn keine Gefahr mehr. Er bleibt in der Tanne.

Dann kommt der 14. Mai 2021.

Es ist jener Tag, als Claudia Frei beim Coiffeur sitzt und erfährt, dass ihr Sohn im Sterben liegt. Nach dem Anruf der Bereichsleiterin fährt sie direkt zur Tanne. Vor dem Backsteinhaus der Stiftung sieht sie einen Krankenwagen und ein Polizeiauto. Die Mutter darf noch nicht ins Gebäude. Im Zimmer von Sebastian sichern die Polizei und die Staatsanwaltschaft Spuren.

Zehn Minuten später kann Frei zu ihrem Sohn – in Begleitung eines Polizisten. Dieser sagt: «Wir haben ein Tuch über seinen Kopf gelegt, es ist kein schöner Anblick.» Frei aber weist ihn an, das Tuch wegzunehmen. Sie will Sebastian anschauen, ein letztes Mal. Die Mutter nimmt Abschied und überlegt, wie sie das alles ihrem Mann und ihrem jüngeren Sohn sagen soll. Sie beschliesst, zu warten, bis die beiden von der Velotour zurück sind. Bis sie zu Hause sind.

Später erzählt Frei ihrem Sohn, was passiert ist. Und sie fügt an: «Du musst es Papi sagen, und schau, dass er auf dem Sofa sitzt.» Erst dann fährt Claudia Frei nach Hause.

Die Familie will wissen: Was ist hier passiert?

Es sei zu einem Pflegeunfall gekommen, erfahren die Angehörigen. Die zuständige Betreuerin Elisa Tschudi (Name geändert) habe Sebastian nach dem Duschen aufs Bett gelegt, ihn nur kurz aus den Augen gelassen, dann sei er vom Bett auf den Boden gefallen.

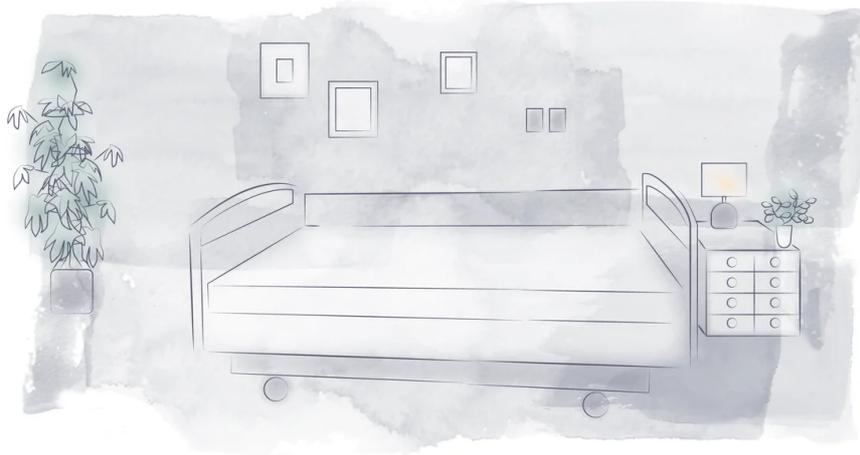
Einen Tag nach dem Unfall muss Elisa Tschudi zur Polizei. Sie schildert das Vorgefallene so: Nachmittags um 15 Uhr habe sie Sebastian mit einem Spezialstuhl aus der Dusche gebracht und ihn zurück in sein höhenverstellbares Bett gelegt. Dieses habe sich auf der untersten Stufe befunden. Dabei sei ihr ein fataler Fehler unterlaufen: Sie habe vergessen, das Schutzgitter am Bett hochzuklappen.

Um das Bett hochzufahren und Sebastian weiter pflegen zu können, musste Tschudi um die Ecke gehen, um dort mit dem Schlüssel einen Mechanismus zu aktivieren. Dann sei es passiert: «Plötzlich macht es <platsch>», sagt die Pflegerin zur Polizei. Sebastian sei aus dem Bett auf den Boden gefallen, aus nur 20 Zentimetern Höhe. Sie habe gehört, wie ein Knochen gebrochen sei – und als sie wieder um die Ecke gekommen sei, habe sie Sebastian blutend und zuckend am Boden liegen sehen.

«Ich rief um Hilfe», sagt Tschudi. Doch der Kollege, der in der gleichen Wohngruppe arbeitete, sei gerade auf der Toilette gewesen. Also habe sie Sebastian selbst wieder aufs Bett gelegt, ihn an sich gedrückt und sich bei ihm entschuldigt. Warum?, will die Polizei wissen. «Es war einfach das Gefühl, dass es meine Schuld war», erklärt Tschudi weinend.

Sebastian sei blau angelaufen, habe nicht mehr geatmet. Die Bereichsleiterin sei herbeigeeilt, gemeinsam hätten sie den jungen Mann in Seitenlage gebracht. Ein anderer Mitarbeiter alarmierte unterdessen die Rettungssanität, auch die Polizei wurde aufgeboten. Doch die Notärztin kann Sebastian nicht mehr retten. Er erstickt an den Blutungen, die er sich durch den Sturz zugezogen hat.

Zwei Fragen bleiben: Wie kann ein Mensch, der gar nicht in der Lage ist, sich zu drehen, einfach so aus dem Bett fallen? Und wie ist es möglich, dass er sich derart schwer verletzt, wenn er aus der geringen Höhe von 20 Zentimetern auf den Boden fällt?



Sebastians Zimmer in der Tanne. Von diesem Bett soll er zu Boden gestürzt sein.

Das will auch die Polizistin von Tschudi wissen. Diese aber wiegelt ab: «Ich könnte auch sagen, er hat sich selbst aus dem Bett gestürzt. Aber das kann ich nicht, es macht keinen Sinn. Ich weiss es nicht, und ich muss es auch nicht verstehen.»

Und was ist mit der geringen Fallhöhe? Tschudi sagt: «Eigentlich stirbt man nicht, wenn man aus 20 Zentimetern Höhe fällt. Es hat mit mir zu tun. Ich kann es nicht auseinanderpflücken.»

Bei Claudia Frei hinterlässt all das ein Gefühl der Ohnmacht. «Wir wollen einfach die Wahrheit wissen, alles andere ist nur schwer zu ertragen.»

Sebastians Mutter kann sich nur eine Version vorstellen: Elisa Tschudi habe ihren Sohn, nass von der Dusche, aufs Bett heben wollen. Dabei sei er ihr aus den Händen gerutscht und auf den Boden gefallen.

Was genau passiert ist, wird Claudia Frei vielleicht nie erfahren.

Seit dem Tod von Sebastian führt die Zürcher Staatsanwaltschaft ein Verfahren gegen Elisa Tschudi – wegen fahrlässiger Tötung. Der Abschluss soll in den nächsten Monaten erfolgen.

Mirko Baur hat laut eigenen Aussagen keinen Grund gesehen, an der Version seiner ehemaligen Mitarbeiterin zu zweifeln. Tschudi sei gut ausgebildet gewesen, erfahren und vertraut mit Pflegehandlungen. Man habe sie auch eingeführt in die Abläufe der Institution. «Dennoch hat sie einen Fehler mit Todesfolge begangen, weswegen wir sie entlassen haben.»

Der Vorfall sei furchtbar, sagt Baur. «Die Trauer und die Wut, die die Familie spüren muss, kann ich mir gar nicht ausmalen.» Auch innerhalb der Institution

habe das Geschehene ein Riesentrauma ausgelöst, das nach wie vor nicht vollständig verarbeitet sei.

Baur gesteht Fehler im Umgang mit den Angehörigen ein. Dass Sebastians Mutter zuerst von der Notfallärztin kontaktiert worden sei und nicht von der Tanne selbst, sei falsch gewesen. «Wir hätten uns als Erste melden müssen, das tut mir leid.»

Die Image-Angst

Diese Entschuldigung reicht Claudia Frei nicht. Sie findet, das Heim habe in beiden Fällen nicht transparent kommuniziert.

Als eine Journalistin der «Wochenzeitung» im September 2021 die Stiftung Tanne porträtiert, kommt auch die Problematik von sexuellen Übergriffen in Wohnheimen zur Sprache. Der Gesamtleiter Mirko Baur nennt die Schändung nicht. Als Sebastians Mutter bei der Redaktion der Zeitung interveniert, erscheint ein zweiter, kritischer Artikel.

Heute rechtfertigt sich Mirko Baur so: «Wir wurden von unserer Hausjuristin beraten, defensiv zu kommunizieren.» Erneut beruft er sich auf das damals laufende Verfahren gegen Stefan Waser. «Den Vorfall haben wir damit aus den Händen gegeben und an den Staat übergeben.»

Diese defensive Strategie habe man mittlerweile abgelegt, beteuert Baur. «Wir haben erkannt, dass der Eindruck entstanden ist, wir wollten etwas verstecken.»

Der Stiftungsrat der Tanne stützt das Vorgehen des Gesamtleiters. Präsident Peter Schaub bedauert, dass so etwas hier habe geschehen können, «trotz allen Sicherheitsvorkehrungen». Er sagt auch: «Waser hat in vielen Institutionen gearbeitet. Wir aber haben ihn aufgedeckt.»

Eine, die den Fall kennt, ist Sara Meyer. Sie ist Geschäftsführerin der Stiftung Denk an mich, welche die Tanne jahrelang finanziell unterstützt hat. Meyer gibt Schaub zwar recht. Doch sie sagt: «Das Problem ist, was nach der Anzeige passiert ist.»

Die Heimleitung habe sich entschieden, den Fall zu verschweigen. «Dabei hätten sie sagen können: <Wir haben einen Sexualstraftäter entlarvt, und jetzt informieren wir alle Institutionen in unserer Branche, damit dieser Mann nie wieder so nah mit Menschen zusammenarbeiten kann.>» So hätten allenfalls noch weitere Fälle ans Licht gebracht werden können. Stattdessen habe der Täter nach seiner Entlassung bei der Tanne in ähnlichen Bereichen weitergearbeitet.

Das Problem ist: In der Schweiz gibt es keine schwarze Liste für Betreuungspersonen im Behindertenbereich. Und somit auch keine Meldepflicht gegenüber anderen Organisationen. Es handelt sich um eine juristische Grauzone. Das zeigt auch das Beispiel von Stefan Waser. Der Betreuer geht bis vor Bundesgericht, wo er endgültig unterliegt. Bis dahin gilt er nicht als rechtskräftig verurteilt.

Trotz seinem Rauswurf ist er lediglich Beschuldigter in einem Verfahren wegen sexuellen Missbrauchs. Für ihn gilt also zu jener Zeit die Unschuldsvermutung.

Darf man einen Beschuldigten von seinem Berufsfeld ausschliessen, auch wenn die Möglichkeit besteht, dass er unschuldig ist? Eine weitere ungelöste Frage im Umfeld der Behindertenbetreuung.

Im Fall von Stefan Waser ist es Claudia Frei, die Druck aufsetzt. So verliert er nach seiner Tätigkeit in der Tanne eine Anstellung an einer Schule für Kinder mit Mehrfachbehinderungen. Frei sorgt auch dafür, dass er keine Lager mit behinderten Menschen mehr leiten darf. Den Verantwortlichen kündigte sie an, sie werde andernfalls bei der Abfahrt ins Lager neben dem Bus stehen und die Eltern über Wasers Verurteilung informieren.

Mirko Baur selbst wehrt sich gegen den Vorwurf, etwas verschwiegen zu haben. «Wir haben den Fall sofort zur Anzeige gebracht.» Auch im Arbeitszeugnis von Stefan Waser sei der Vorfall vermerkt worden. «Wenn potenzielle Arbeitgeber aber aufgrund eines solchen Zeugnisses keine Rückfragen stellen, kann dies nicht der Tanne angelastet werden.» Gerade bei der Chauffeur-Anstellung und der Lagertätigkeit habe man nach Rückfrage der jeweiligen Arbeitgeber offen Auskunft erteilt.

Nach dem Übergriff und dem Todesfall in der Tanne lud die Stiftung Denk an mich Mirko Baur und den Präsidenten Peter Schaub im November 2021 zum Gespräch. Sara Meyer wollte wissen, warum die Tanne den sexuellen Übergriff verschwiegen habe.

Laut einem Protokoll der Aussprache, das der NZZ vorliegt, bezeichnet Schaub die Klienten der Einrichtung als «Produkte der Spitzenmedizin», die als Frühgeburten mit Defiziten durchgebracht würden «und ihr Leben dann in der Tanne verbringen».

Heute sagt Schaub, er sei von den Fragen überrumpelt worden. «Ich fühlte mich wie im Verhör.» Es sei ihm nicht klar gewesen, warum es bei dem Gespräch überhaupt gehe – und schon gar nicht, dass es protokolliert werde. «Zudem ist dies nicht die Art und der Stil, wie ich mich typischerweise ausdrücke.»

Die Tanne sei jedoch wegen des medizinischen Fortschritts gewissermassen «immer mehr zum Spital» geworden. Mit den höheren Überlebenschancen bei Frühgeburten sei angeborene Hör-Seh-Behinderung noch komplexer und herausfordernder geworden.

Schaub betont, dass er das Präsidium ehrenamtlich ausführe. «Das würde ich nicht machen, wenn ich nicht helfen wollte.» Ende Januar ist er nach vierzehn Jahren von seinem Amt zurückgetreten. Laut Schaub steht sein Rücktritt in keinem Zusammenhang mit dem sexuellen Übergriff oder dem Todesfall.

Für Sara Meyer reichen diese Rechtfertigungen nicht aus. Die Stiftung Denk an mich hat Konsequenzen aus den Vorfällen gezogen. Meyer sagt: «Unter dieser Leitung erhält die Tanne keine Unterstützungen mehr.»

Die Heimleitung steht auch anderweitig unter Druck. Die Familie Frei hat eine Aufsichtsbeschwerde gegen die Tanne beim Kantonalen Sozialamt Zürich eingereicht, welches die Aufsicht über die Heime hat. Daraufhin hat die Behörde eine externe Untersuchung in Auftrag gegeben. Die Ergebnisse stehen noch aus.

Mittlerweile hat die Tanne ihre Präventionsprozesse angepasst. Die Leute sind angehalten, Abweichungen von den Vorgaben sowie Irritationen in jedem Fall zu melden – auch ohne jeglichen Verdacht auf übergriffiges Verhalten. Dass das Klima mittlerweile strenger geworden ist, bestätigen Mitarbeitende im Gespräch mit der NZZ.

Mirko Baur sagt, es sei ein schmaler Grat: Man dürfe nicht als Überwachungsbehörde wahrgenommen werden. «Ohne Sicherheit geht es nicht. Es geht aber auch nicht ohne Vertrauen in die Mitarbeitenden.»

Da ist ein Heim mit einem guten Ruf, in dem sich aber eine Tragödie abgespielt hat. Die Heimleitung hat gravierende Fehler gemacht: Erst übersieht sie wichtige Alarmzeichen. Dann versäumt sie es, offen zu kommunizieren.

Da ist eine Branche, die mit der erhöhten Gefahr von sexuellem Missbrauch zu kämpfen hat. Doch sie befindet sich im Blindflug und kann so das Problem nicht wirksam angehen.

Da ist ein junger, schwerbehinderter Mann, der an einen Ort gekommen ist, wo sein eigenes Leben hätte beginnen sollen. Doch er wird missbraucht und kommt zu Tode.

Claudia Frei will weiterkämpfen. Sie sagt: «Sebastian kann sich nicht mehr wehren. Sebastian konnte sich nie wehren.»